

Totenwache

Karl Otto Mühl

Totenwache

Abschiede

NordPark Verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar

ISBN 978-3-943940-53-4

Lektorat: Torsten Krug
Korrektur: Barbara Meynen

Titelbild: Karl Otto Mühl
Wuppertal 2018
© 2018 Karl Otto Mühl

Neuaufgabe 2018
© NordPark Verlag
Klingenholl 53
D-42281 Wuppertal
www.nordpark-verlag.de

Gestaltung und Layout: Helmut Granowski

Gesamtherstellung: Druck Thiebes GmbH
Altenhagener Str. 99, 58097 Hagen, Tel. (02331) 808176
www.DruckThiebes.de

Gedruckt auf chlorfrei gebleichtem Papier.

Inhalt

Abschiedsverse	7
Die Anwesenheit der Toten	9
Helden	11
Der Dichter Windgassen	15
Fein und Grob	21
Arbeitsscheuer Präsident	26
Schicksale I	32
Schicksale II	34
Schicksale III	37
Wie David starb	39
Klaus Berg von der Napola	41
Zwei Tage im Juli	46
Hans Moskat	53
Der Luftgeist	60
Hilflose Griffe	68
Schlechte Karten	73
Krankenbesuch in Hamburg	81
Tod eines Einsamen	83
Kopfstand der Werte	85
Heldenleben	92
Über Oskar Schlemmer	94
Martins Sterben	98
Zum Schluss	101
Vita	103

Abschiedsverse

Der an der Biegung,
er blickte herüber,
dann war er fort –
ach ja, das warst du!

Auch ich vergehe.
Die mich erinnern
vergehen mit.

Wir treiben auf Wellen
beim Untergang.
Bald deckt uns alle
wogendes Grün.

Nun kommt schon die Nacht.
Doch nie verlässt uns
das Heimweh
nach unseren Kindern.

Die Anwesenheit der Toten

Ich lese im PC eine Nachricht aus München – der im Kriege beinamputierte Freund Erich sei plötzlich gestorben, sanft eingeschlafen. Erich war nach dem Kriege einer meiner engsten Freunde; viel scharfsinniger als ich, immer auf Präzision im Ausdruck bestehend, ein Adept von Volkmann-Schluck, Heidegger und Husserl. Gadamer, mit dem mich der Zufall einmal im selben Eisenbahnabteil zusammenführte, kannte ihn gut. Philosophen kennen einander.

Ich kann und will gar nicht aufschreiben, was wir alles zusammen erlebt haben und voneinander wussten. Wie er, der Anspruchsvolle und Unruhige, auf Umwegen genau die richtige Frau fand; wie niemand, der enger mit ihm zusammenlebte, ohne bleibende Spuren von dieser Begegnung blieb. Der Augenblick, wo ihm ein Granatsplitter ein Bein wegriss, steht deutlich vor meinen Augen – er, der blauäugige, blonde Mustergermane, plötzlich mit Krücken ...

Und dann bin ich bei meinem Dauerthema, dem Sterben. Ich schriebe zu viel darüber, hat jemand gesagt, aber ich kenne seinen Maßstab nicht. Bei mir ist das so, dass ich mich an den Gedanken gewöhnen möchte, aber ich weiß nicht, ob das möglich ist. Ich mache mir klar, dass ich einfach an eine Grenze kommen werde, wo mein Bewusstsein schwindet, jedoch, den Augenblick des Grenzübergangs erlebe ich wahrscheinlich nicht, ebenso wenig, wie ich die Sekunde des Einschlafens erlebe. Ich fantasiere weiter, stelle mir vor, dass dies ein Augenblick des Absprungs ins Unendliche sein wird. Mehr liefert mir meine Fantasie nicht.

Eine hübsche Physiotherapeutin sagte vor etwa dreißig Jahren dazu: »Seien Sie doch einfach neugierig darauf. Vielleicht gefällt es Ihnen, was dann kommt«.

Sie hatte einfach ein munteres Wesen. Das verhalf ihr zu einer abenteuerlichen Laufbahn. Sie wurde eine Art Coach, wobei sie selbst Ärzte beriet und sie mit esoterischen Theorien vertraut machte, und es passierte wirklich: es fand sich eine alte Diplomarbeit aus der Sozialpädagogik von ihr, und heute ist sie eine leibhaftige Professorin. Mehr verate ich nicht.

Aber nun drängt sich mir ein Gedanke auf: Begehe ich nicht einen Fehler, wenn ich die Toten, die Eltern, die Freunde, die Nahestehenden, versehen mit ehrendem Angedenken, einfach ins Archiv verbanne? Natürlich werde ich immer wieder an sie denken, aber reicht das? Haben sie nicht Anspruch auf mehr? Habe ich das Recht, sie in einer Deponie zu lagern? Ganz genau: Habe ich das Recht, sie einfach für tot zu erklären?

Die Bibel spricht von der Auferstehung der Toten. Nehmen wir sie beim Wort, dann setzt das einen Zeitraster voraus. In meiner Welt gibt es in diesem Augenblick keine solchen Raster, im Unendlichen geht alle Zeit gegen Null. Einstein wusste das. Darum treten meine Toten langsam und behutsam näher und blicken mich an. Sie sagen mir, dass Vergangenheit und Zukunft gefallene Baumblätter sind, die auf dem Strom des Unbeschreiblichen schaukeln.

Ob die Toten wirklich tot sind, können nur sie selber wissen. Zumindest wissen sie es besser als ich, denke ich. Gibt es nicht Völker genug, die ihre Toten anwesend sein lassen?

Helden

Vermutlich gibt es sie, aber man wird sie für jeden Fall neu definieren müssen: »war ein Held, weil ...«

So etwa.

Für mich sind alle meine verstorbenen Freunde Helden, weil ich sie kämpfend untergehen sah. Einige, die noch leben, sind bereits dabei, es zu werden. Wir telefonieren miteinander oder ich besuche sie, und ich glaube, wir haben immer das Gefühl, dass uns die richtigen Worte fehlen, um in so einer Situation miteinander zu reden. Soll ich trösten? Der Noch-Leben-Dürfende den Sterbenden? Wie der Geldsack den Armen? Oder munter darüber hinweg: »Pass auf, das wird schon wieder.«

Vielleicht werden wir auf diese Weise am Schluss alle zu Helden, ob wir wollen oder nicht.

Walter Knorr ist es so ergangen. Er wohnte einige Hundert Kilometer von mir entfernt, aber wir telefonierten oder faxten häufig miteinander. Nicht, dass wir uns gut verstanden hätten, nein, es blieb nach jedem Telefonat, nach jedem Fax ein Gefühl der Kränkung zurück. Ich ärgerte mich, weil er meinte, alles besser zu wissen und weil er alles, was darüber hinausging, als suspekt oder hirnrissig bezeichnete, und er ärgerte sich, weil ich mir anmaßte, ihm Ratschläge zu geben. Denn ich meinte natürlich, er brauche sie, verließen ihn doch im Laufe seines Lebens drei Frauen, die er geheiratet hatte.

Aber kurz danach standen wir uns jedesmal erneut eifernd gegenüber, jeder wollte noch einen wichtigen Gedanken, ein letztes Argument loswerden, und die-

ses Spiel wiederholte sich immer wieder. Manchmal schämte ich mich, wenn ich daran dachte.

Er war in der Firma vor vielen Jahren mein Lehrling gewesen, ein kluger Bursche mit rascher Auffassungsgabe. Er schloss an die Lehre noch ein Studium an, brachte es in einem Großkonzern zu einer weitaus besseren Laufbahn als ich, war Manager im Ausbildungsbereich, doch schon vor seiner Pensionierung hatte man wohl genug von ihm und schickte ihn in den Ruhestand. Er lebte bis zum Schluss von einer satten Rente und den Erträgen seines Vermögens.

Und dann wurde er krank. Es kam zu einer Herzoperation nach der anderen. Bypässe, Herzschrittmacher, Lungenödeme, Krankenhaus-Aufenthalte in immer kürzer werdenden Intervallen. Abendliche, klagende Anrufe, er verstehe nicht, warum Frau Eins oder Zwei nicht wieder zu ihm zöge, an Geld würde es ihr doch nicht mangeln. Er sah keine Fehler bei sich, und ich sagte nichts darüber. Viele Menschen sind so wie er, wir vielleicht auch.

Einmal habe ich zu jemand etwas gesagt über die Ursachen seiner Konflikte. Die Antwort war: »Ich habe es mir nicht ausgesucht.« Das hat derjenige nicht umsonst zu mir gesagt. Es fällt mir immer wieder ein. Wir sind auch Gefangene unserer Irrtümer, aber auch unserer Charakterstrukturen. Was Walter anbelangt, so hätte ich ihm gerne gesagt, dass ihn ein weitgespanntes Segel ziehe, und das heiÙe Allmacht und Allwissenheit. Es ziehe ihn in die Einsamkeit, dieses Segel.

Denn er hatte niemand mehr. Keiner schien ihn zu mögen. Er engagierte eine übergewichtige polnische Frau, die sich um ihn und den Haushalt kümmerte, aber meis-

tens saß er allein in seiner Villa und blickte auf den kleinen Park davor. Er hatte einen Sohn und eine Tochter, doch ich hörte nie, dass sie bei ihm waren. Er hatte zwei Frauen, die sich von ihm hatten scheiden lassen, und eine Dritte, die offiziell noch mit ihm verheiratet war. Die Nachdenklichste und Empfindsamste unter ihnen hatte mich einige Male angerufen. Sie wollte auch nicht zu ihm ziehen, sie hatte wie die anderen ihn nur als nörgelnden, besserwisserischen und gefühlsarmen Kerl kennengelernt.

Vor vier Wochen ist er gestorben. Für mich wird er wenige freundliche Gedanken mitgenommen haben, dachte ich, aber dann erlebte ich etwas anderes.

Die zweite Frau, die im Ausland lebte, rief mich an und wollte lange mit mir über ihn reden. Die dritte Frau schrieb mir einen langen Brief. Walter sei sehr stolz auf mich gewesen, den alten Kollegen und Vorgesetzten, es habe ihm gutgetan, dass ich zu ihm gestanden habe. Und sie habe immer verstanden, dass er ein einsamer, trauriger Mann gewesen sei, der sich aber nach Nähe gesehnt habe.

So ähnlich sprach auch die geschiedene Frau, die in Chile lebt. Die enge Beziehung zwischen ihm und mir habe ihm viel bedeutet.

Ich kam aus dem Staunen nicht heraus. Eigentlich glaubte ich, von ihm verachtet und verabscheut worden zu sein. Und, ich will ehrlich sein, hatte ich ihn nicht insgeheim auch für einen armen Psychopathen gehalten, der einfach therapieresistent war?

Aber jetzt klang mir tagelang dieser Satz eines eng mit mir verbundenen Menschen im Ohr: »Ich habe es mir nicht ausgesucht.«

Und das scheinen auch die Frauen, die ihn verließen, verstanden zu haben.

Dann rief sogar seine nicht geschiedene, aber getrennt lebende Frau an. Sie habe mehrere Ordner gefunden, in denen unsere Korrespondenz abgeheftet war, dabei einen Lebenslauf von mir. Jetzt habe ich einen Biografen im Himmel.

Der Dichter Windgassen

Gestern war ich im Altersheim und habe zusammen mit ihrem Sohn Wilfried Frau Milly besucht, die Frau von Jürgen Windgassen, der vor fünfzig Jahren mein Freund war. Sie wusste bestimmt nicht mehr, dass ihr Mann damals ertrunken war, denn sie erkennt niemand mehr; sie erkannte weder mich noch ihren Sohn. Sie lebt da in einem winzigen Erkerzimmer, aber sie bewohnt es allein, und es gibt sogar einen winzigen Balkon. Es ist ein Heim, wie ich viele kenne, ein Gesicht hinter der Pförtner-Glasscheibe, alte Menschen, die hin und her schlurfen oder still in den Ecken sitzen, und durch die ereignislosen Räume geht die Frage mit mir, ob ich auch hier landen werde.

Wilfried hat mir von sich erzählt. Er ist Industrie-Vertreter geworden - Hydraulikpumpen, die in Kanada produziert werden -, hat sich für seine bevorstehende Pensionierung eine Wohnung an der Ostsee gekauft und ist verheiratet mit einer geschiedenen schwedischen Professorenfrau, was er mehrfach erwähnt. Auch, dass sie weizenblond ist.

Jürgen würde es mir noch öfter erzählen, wenn er noch lebte, er würde platzen vor Stolz auf seinen Sohn. Jürgen selbst wollte eigentlich immer etwas ganz anderes sein, mehr, Besseres. Aber was? Er wollte ein anderer sein.

Er schrieb Geschichten, aber das Schreiben war nicht der Mittelpunkt seines Lebens, es gelang eigentlich auch nicht; es zog ihn viel heftiger zu Frauen, aber es

war keine Professorengattin erreichbar, er wollte, wollte, und über all dem Wollen entstand dann eben doch ein pralles, bemerkenswertes Leben, das nach über fünfzig Jahren von manchen noch nicht vergessen ist.

Beim heutigen Besuch im Altersheim kam es mir so vor, als hätte die Demenz ihr Gesicht glatt und alterslos erhalten. Frisch und gesund sah sie aus, seine Frau Milly, obwohl sie auch über Achtzig ist. Jetzt ist es egal, ob sie einfältig oder klug war. Mich beruhigt, dass sie keinesfalls unglücklich sein konnte, sie wirkte wie ein neugieriges und aufmerksames Kind. Das freut mich für Jürgen, der ja nun schon lange da oben ist und auf sie wartet.

Jürgen und ich, wir trafen uns in den ersten Nachkriegsjahren oft, manchmal sogar täglich, nicht selten zusammen mit anderen Freunden. Fast immer fuhren wir zu ihm, denn als Betriebsleiter der Bus-Reparaturwerkstätten war er auf dem Betriebshof am Stadtrand zuverlässig anzutreffen.

An einem milden Sommerabend auf einem Stapel Bahnschwellen sitzend, hatte uns der Dichter Windgassen einmal seine Vorstellung von einer glücklichen Liebesbeziehung erzählt, einer, wie z. B. ich oder mein Freund Karlheinz sie verdienen würde. Karlheinz suchte schon seit langem vergeblich eine Freundin. Dies hier war Jürgens Vorstellung:

Der junge Mann begegnet einem Mädchen, und beide schätzen sich aufgrund ihrer beiderseitigen Vorzüge. Von diesem Verhältnis haben beide Gewinn, und sie haben keinen Grund, es zu beenden, weil kein Wunsch nach einer Ehe im Raume steht. Der erst würde später

zu einer Entscheidung dieser oder jener Art führen. Für Konflikte sei jedenfalls kein Anlass vorhanden. Wenn sich jemand, zum Beispiel Karlheinz, mit solch einer Auffassung auf die Suche begeben würde, sollte es nicht lange dauern, bis er eine liebenswerte Partnerin fände.

Das Problem wurde besprochen, weil es eines der vielen Frauenprobleme von Karlheinz war, die allerdings alle hypothetischer Natur waren, die also geklärt wurden, ohne dass ihre reale Umsetzung stattfinden musste. Aber solche fantasievollen Vorstellungen, in denen alles konfliktlos verlief, waren ein großer Genuss für Jürgen.

Nachdem das Thema abgehandelt worden war, verabschiedeten Karlheinz und ich uns von Jürgen Windgassen, zu dem soeben seine füllige kleine Frau Milly getreten war, die mit gläubigem Blick zu ihm auf sah. Sie wollte ihn zum Nachmittagskaffee rufen.

Jürgen Windgassen war der erste, auf den ich im Februar 1947 bei meiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft traf. In den nächsten Tagen begegnete ich erst den anderen. Er war Ingenieur, aber natürlich ein bunter Vogel, hatte diese dicke, einfältige, unendlich liebe Frau. Auch seine Liebe wankte nicht, wenngleich er ständig fremd ging. Er hatte ein faltiges Gesicht wie aus hellbraunem Leder und schrieb Tiergeschichten. Eine wurde irgendwo veröffentlicht, sonst nichts. Fremdgehen tat er zwischendurch in einem Goggomobil, was große Raumprobleme bereitet haben muss.

Er hatte drei Kinder, an denen er ebenso hing wie an seiner Frau. Nachts buk er in einem Kiosk die berühmte »Kroka-Borke« (er war gelernter Bäcker), die seine Tochter in ihrem Kiosk tagsüber verkaufte. Morgens eilte er

zum Dienst, saß aber zwischendurch am Schreibtisch, rannte wieder hinunter (sah vielleicht nach, ob ein unplanmäßiger Bus zurückkam), fuhr zu einer seiner Freundinnen (eine war Bäckerin, deren Mehlstaub-Spuren beim Heimkommen noch sichtbar waren), bekam manchmal Herzschmerzen. Dann legte er sich ins Bett und trank als Medizin ein halbes Dutzend Schnäpse. Ich saß einige Male bei ihm, er zeigte keinerlei Besorgnis über seine Gesundheit. Er war sogar gut gelaunt, ja, er schien immer glücklich, wenn sich ihm jemand zuwandte.

Er beherrschte das Betriebs-Areal, seine Leute mochten ihn. Auch eine Direktorsfrau zählte zu seinen Freundinnen, nicht zu erwähnen die vielen Polinnen, deren Männer er vor der Verschickung zur Zwangsarbeit bewahrt hatte und die ihm angeblich die Hände geküsst hatten (er war im Kriege als Betriebsleiter in Polen gewesen).

Viele Male fuhr ich nun, einige Nachkriegsjahre waren inzwischen vergangen, mit Vespa und mit Freundin zu seinem Betriebshof. Wir saßen draußen vor dem alten Gebäude auf einem Holzstapel und dekretierten, wie gedichtet werden müsste.

Wegen eines Scherzes über eine seiner Geschichten (der war sehr witzig, meinte ich, aber schließlich doch grausam und unverzeihlich) hatte unsere Freundschaft eine mehrmonatige Unterbrechung.

Ich weiß es noch, sehe es deutlich vor mir, wie es passierte: Karlheinz, Jürgen und ich spazierten durch einen Wald an einem sehr steil abfallenden Hang. Unten fließt unser bergischer Fluss, die Wupper. Er liest uns seine neuesten Tiergeschichten vor. Eine handelt von einer

weißhaarigen alten Frau in Ostpreußen, die vor lodern- dem Sonnwendfeuer zwei verfeindete junge Burschen miteinander versöhnt, und das mit großer Geste, mit hoch erhobener Hand – »Noch wusste niemand, ob sie zum Segen oder zum Fluch erhoben wurde ...«

Nach dieser Geschichte standen wir von unserem Baumstamm auf und spazierten weiter über den weichen Waldboden, um uns auf der nächsten Lichtung die allerneueste Tiergeschichte von Jürgen anzuhören, diesmal nur einen Anfang, denn er arbeitete noch daran. Ein Hirsch stieß auf einen anderen Hirsch und – da ritt mich der Teufel. Ich unterbrach Jürgen und zitierte: »Nun hob er die Pfote, noch niemand wusste, ob zum Segen oder zum Fluch.«

Diese Kränkung, die ich diesem gutherzigen Menschen zufügte, und die mich heute noch reut, bedeutete, wie gesagt, eine Pause in unserer Freundschaft. Jürgen war gekränkt, wie ich durch Karlheinz erfuhr.

Dann verabredeten wir uns doch wieder in seiner Mittagspause, Neunzehnhundertzweiundsechzig war das. Er hatte angerufen. Ich stand vor einer Reise, darum war der Abschied besonders herzlich. Ich weiß noch, dass er mir sehr lange in die Augen blickte.

Auf der Reise erreichte mich die Nachricht, dass er im Urlaub bei Rimini ertrunken war. »Heute bin ich richtig glücklich«, sagte er zu seiner Frau am Strand, sprang ins Wasser – Herzschlag! Er fiel erst nach einiger Zeit als im Wasser treibend auf.

Ach ja, kurz nach seinem Tod rief mich eine Frau an, wollte mich treffen, um mit mir über ihn zu sprechen. Wir trafen uns in einer dämmerigen Nordstadtkneipe.

Sie hatte ein schmales, leidenschaftliches Gesicht – das Gesicht eines klugen Vogels, dachte ich, behielt aber meine Vorstellungen für mich.

Neues erfuhren wir nicht voneinander, und helfen konnte ich ihr auch nicht. Sie trauerte um ihren Geliebten, um Jürgen. Ihr Ehemann war seit langem krank, die Beziehung war abgekühlt.

Später habe ich oft überlegt, was sie sich von unserem Zusammentreffen erwartet hatte. Dabei war es doch ganz einfach: Sie wollte Jürgen noch einmal in die Gegenwart rufen, und sie wollte, dass ihre Liebe halbwegs öffentlich wurde. Wovon gar keiner weiß, was kein anderer erfährt, scheint eben doch nicht wirklich wahr zu sein.

Seitdem ist viel Zeit vergangen. Sein Sohn Wilfried und ich sind übrig geblieben.

Fein und Grob

Dies ist die Geschichte von Artur, der bei seinen Eltern in einem schieferschwarzen Ort im Oberbergischen lebte. Schieferschwarz war auch das Haus seiner Eltern. Im Erdgeschoss betrieben die Eltern ein Friseurgeschäft, ein renommiertes, in dem, eine Seltenheit in einem Ort von fünfundzwanzigtausend Einwohnern, bis zu acht Friseure beschäftigt waren. Sie bedienten regelmäßig mehr als tausend der vorhandenen Einwohner, und diese Kunden bekamen spätestens jeweils nach vier Wochen ein schlechtes Gewissen, wenn sie nicht rechtzeitig in ihrem Friseurgeschäft erschienen waren.

Das Geschäft blühte, die Eltern besaßen zwei schöne Autos, Arturs Bruder Bernd schnitt ebenfalls tatkräftig die Haare und machte die notwendige Konversation, aber Artur schied in der Nachfolge aus. Ihn zog es zu etwas Unnennbarem, noch nicht Definiertem, so dass sich die Eltern keinen anderen Rat wussten als den, ihn einige Semester Design studieren zu lassen; und danach wurde er Bauzeichner bei der Stadtverwaltung. Mit großer Leidenschaft betrieb er jedoch abends mit Freunden Tischfußball in einer nahen Wirtschaft.

Dies alles spielte sich in den Fünfziger Jahren ab, als in den vom Bombenkrieg zerstörten Städten nach und nach fast unbemerkt die Ruinen verschwanden, und damit auch die Baracken und Notbauten, die sich dazwischen eingenistet hatten.

Es ist nicht schwer zu erraten, dass die Vorstellungen, die Artur in ruhigen Stunden, aber auch manchmal tagsüber am Reißbrett belebten, meistens Mädchen betrafen, und, ebenfalls nicht schwer zu erraten, oftmals in vorgestellter seliger Nähe endeten.

Die Gründe dafür waren nicht unkompliziert. Die verlockenden Geschöpfe gefielen ihm sehr wohl, ihn betörte ebenso wie andere das Spiel ihrer Weiblichkeit, die sanften Bewegungen, der Anblick der Formen. Die gebotenen Ein- und Anblicke gingen manchmal sehr weit, so weit sogar, wie es eine fortschrittliche Jugendzeitschrift später als Verführungsmittel anpries, nämlich, den kurzen Rock bei zufälliger Bewegung einmal rasch so verrutschen zu lassen, dass ein schneller Blick in die tiefsten, vielleicht sogar unverhüllten Hintergründe möglich würde, was unausweichlich zur Eroberung eines jungen Mannes führen musste.

Alles dies mochte für handfeste Burschen nicht erschreckend sondern erfreulich sein, es mochte als freudenspendendes Geschenk der Natur oder sogar eines kompetenteren Wesens an die Menschen empfunden werden; nicht aber von Artur, der immer erschrak. Längst hatte er erkannt, dass er gerade durch solche Mädchen in eine Existenz gelockt werden sollte, die im dumpfen, familiären, abendlichen Zusammenhocken bestand, während er doch Anderes, Besseres erstrebte, ein gutes, befriedigendes Leben, oder, am besten ausgedrückt: ein edleres Dasein. Dies aber erschien nicht möglich mit Mädchen, die ihre Zeit damit verbrachten, stundenlang zu plaudern, modische Dekor-Gegenstände zu kaufen und einander vorzuführen und Jupp Hus-sels im Radio zu lauschen.

Schon früh leistete Artur sich ein eigenes kleines Auto. In den ersten Wochen nach dem Erwerb fuhr er damit an den Wochenenden pausenlos durch die Landschaft, er schien nur auszusteigen zum Essen, Trinken und Telefonieren, er fuhr Tanten zum Arzt, Briefe zu den Empfängern –und eines Tages begann er damit, die neunzehnjährige Elisabeth zu fahren. Sie saß neben ihm, zartgliedrig, durchsichtig, die schlanken, kühlen Klavierspieler-Finger um das Täschchen geschlossen, still in der Landschaft umher blickend. Er hatte sie im Englisch-Club kennengelernt, wo beide ihre englischen Sprachkenntnisse verbessern wollten. Sie spielte wirklich Klavier, aber hauptsächlich studierte sie. Ihr Vater hatte ein großes Textilgeschäft, es waren also wohlhabende Leute – sicher vermögender als Arturs Friseurfamilie. Elisabeth war alles – zart, klug, ohne Arg, mit einem Wort: sie war das bessere Leben, das er gesucht hatte. Sie war eine Fee. Sie war wie sanfter Wind, der über Blütenzweige streicht.

Artur fragte sich nie, warum er selbst mit dem besseren Leben nicht schon vorher angefangen hatte statt Tisch-Fußball zu spielen, warum auch, hier war es ja, das bessere Leben, das auf stundenlangen Fahrten durch das Oberbergische Land aufmerksam zuhörte, wenn er seine Gedanken über Leben, Welt und Ewigkeit entwickelte.

Wenn er nach Jahren an diese Wochen erster, zarter Annäherung zurückdachte, wunderte er sich, warum er nicht mehr wusste, wie es auseinander gegangen war. Sie hatten einfach angefangen, einander seltener zu sehen. Sie war verreist, sie studierte in der Nähe, und Artur zeichnete tagsüber im Bauamt und spielte abends

Tisch-Fußball. Sicher könnte man sagen, es ging auseinander, weil sich der junge Mann nicht rührte, aber was gab es da viel zu rühren? Man schrieb 1961 und nicht 1850; man musste sich nicht den Eltern erklären und um eine Hand anhalten, man konnte kein Haus kaufen und Dienstboten bestellen, aber auch eine moderne Wohnung war nicht ohne Geld zu haben, es war noch nicht die Zeit für Leute wie Artur, um eine Familie zu gründen.

Später tat er das doch, er zog mit seiner Frau in ein Hochhaus. Von irgendjemand hörte er, dass auch Elisabeth verheiratet war, und zwar mit einem Realschullehrer, der an derselben Schule unterrichtete wie sie. Artur verspürte keine Eifersucht. Lehrer waren für ihn keine Rivalen, wie es vielleicht ein tüchtiger Hochspannungselektriker gewesen wäre. Lehrer gingen mit einem Paken Hefte über die Flure, saßen abends in ihrem Arbeitszimmer und hatten blasse Frauen mit klugen Gesichtern und spitzen Nasen. Das Lehrer-Ehepaar besaß ein Haus am Rande der Ausfallstraße, und Artur dachte fast immer kurz an Elisabeth, wenn er vorbeifuhr.

Eines Tages kam Artur mit seinem Flurnachbarn ins Gespräch, der in der Gemeinde das Amt des Presbyters innehatte. Der kannte Elisabeth, wie sich herausstellte. Ja, das war dieses Lehrer-Ehepaar, aber – wie schrecklich – vor einem Jahr hatten die doch diesen Autounfall. Der Mann war dabei umgekommen, sie hatte überlebt, war aber nach ihren schweren Kopfverletzungen in einer nahen diakonischen Einrichtung untergebracht.

Artur meinte sie besuchen zu müssen, aber der Nachbar sagte: Gehen Sie nicht hin. Sie wird Sie nicht erken-

nen. Sie weiß auch nicht, dass ihr Mann tot ist. Lassen Sie sie in Frieden. »Ich besuche das Heim regelmäßig, gehört ja zu meinem Amt in der Gemeinde«, fügte der Nachbar noch hinzu.

Es vergingen einige Wochen, ehe Artur dem Nachbarn wieder begegnete. »Ich war gestern dort«, sagte der. »Machen Sie sich keine Sorgen. Sie tut es sicher auch nicht. Aber die Leutchen freuen sich, wenn man sie besucht. Sie strahlt immer, wenn ich komme. Aber sie wird sich natürlich an nichts erinnern. Sie weiß auch nicht, wer ich bin.«

Der Nachbar blickte verwundert, als Artur sich plötzlich abwandte und in seine Wohnung zurückging.

Er war still geworden. Durch die offene Küchentüre sah er seine Frau, die Lehrerin war. Sie hatte ein kluges, freundliches Gesicht mit einer niedlichen schlanken Nase. Vielleicht hielt Artur die schlanke Nase für spitz, weil er dachte, alle Lehrerinnen sähen so aus. Aber nicht darüber dachte er jetzt nach, als er sich an seinen Schreibtisch setzte. Er dachte an die zerstörte Elisabeth und meinte, dies sei vielleicht sein Weg, ihr und seinem Traum die Treue zu halten.

Sein Auto lenkte er jetzt öfter an ihrem Haus vorbei, in dem längst andere Leute wohnten. Er hielt auch einige Male am Straßenrand an, blickte hinüber, sah Unkraut, das am Zaun empor wucherte. Er hatte das Gefühl, er müsse nur lange genug warten, dann würde etwas, was sie war oder mit ihr zu tun hatte, in der Nähe dieses Hauses auftauchen.

Arbeitsscheuer Präsident

»Zum ersten Male habe ich ihn in der Volkshochschule gesehen, im Philosophiekursus«, sagte seine Frau zu mir, als er gestorben war. »Er kam etwas später, ging an der Wand vorsichtig an den Sitzreihen vorbei, damit er niemanden anstieß, und da dachte ich: ›Wat fürn lev Männeken! Den musste haben.«

Damals waren beide etwa fünfzig Jahre alt, fiel mir ein. Es muss um 1966 herum gewesen sein.

Er war etwa Vierzig, als ich ihn kennenlernte. Das war in einem Sprachkurs der Volkshochschule. Er war, wie man bei uns sagt, ein schmales Handtuch, nicht groß, immer bereit, in der Mitte ein wenig einzuknicken. Sein Gesicht war wie das eines Alien, falls Sie schon einen gesehen haben, tief liegende Augen, blass, dicke Brille, wenig Haare, ein kleiner Kopf, aber ein höfliches Gesicht.

Das war der »Präsident«, wie wir ihn nannten, so liebten ihn alle, vor allem wegen seiner Diskretion und Bescheidenheit. Er konnte von sich behaupten, noch nie im Leben einen Beruf ausgeübt zu haben, aber er lebte in einem interessanten alten Haus, das er von seinen Eltern geerbt hatte. Wovon er lebte? Ich glaube, er bekam eine kleine Waisenrente – als Beamtenkind –, denn die Ärzte hatten ihn von Jugend auf als arbeitsunfähig zertifiziert, als Neurastheniker.

Und doch habe ich nie erlebt, dass er krank war. Oder schwach, das war er eigentlich auch nicht, denn bei unseren stundenlangen Spaziergängen hielt er tapfer mit.

Ich denke nicht, dass dies der Diagnose der Ärzte widersprechen muss. Ein Simulant war er sicherlich nicht. Vielleicht hatte er gelernt, das zu tun, was er aushielt, vielleicht auch nur das, was er gerne tat und bei dem nicht die Gefahr des Versagens bestand.

Manche meinten, er sei einfach arbeitsscheu, ein Mann, der bei seinen Eltern lebte, vormittags in die Stadt ging und im Schaukasten die Zeitung las, einen langen Mittagsschlaf machte, dann einen kleinen Spaziergang, dann mit angespanntem Gesicht in seinem Zimmer vor dem Radio saß. Er sammelte außerdem Schiffsmodelle. Die standen bei ihm in Regalen ringsum.

An dieser Stelle muss ich einschieben, dass in kurzer Folge seine altgewordenen Eltern starben. Er blieb jeweils einige Tage von Gemeinsamkeiten fern, dann tauchte er wieder auf. Man merkte ihm nicht an, ob ihn der Tod der Menschen, die ihn sein Leben lang beschützt hatten, sehr getroffen hatte.

Eines Tages kam er auch in den TURM, einen Lese- und Literaturkreis, wo auch ich Teilnehmer war. Für diesen Kreis brauchten wir, als es schon mit der TURM-Arbeit zu Ende ging, einen Vorsitzenden, und er ließ sich tatsächlich überreden, diesen Posten zu übernehmen. Seitdem nannten wir ihn »Präsident«.

Wir beide sahen uns oft. Mir kam das entgegen, denn ich war in dieser Zeit viel allein und war es nicht gerne. Er war so anhänglich und anpassungswillig, dass ich ihn sozusagen überall mitnehmen konnte, die Leute gewöhnten sich daran, dass er mich häufig begleitete. Eine merkwürdige Kumpanei, nie versuchte er, seinen Willen oder seine Wünsche durchzusetzen, aber

es wäre falsch, zu sagen, dass man ihn nicht als Person respektierte. Schließlich war er ja ein durch und durch anständiger, bürgerlicher Mensch.

Eine Führungsrolle übernahm er nie, auch nicht im TURM. Das wäre zu viel verlangt gewesen von einem Menschen, der nicht glaubte, im sozialen Gefüge irgendeine Rolle zu spielen. Er blieb bescheiden, und nie ließ er sich korrumpieren oder zu Liebedienereien hinreißen. Und noch eine Eigenschaft von ihm: er sprach so gut wie nie von sich, zeigte aber ein intensives Interesse an den Äußerungen anderer Leute.

Was uns besonders verband, waren die unzähligen langen Abendspaziergänge, die Wanderungen an Samstagen und Sonntagen – lehmgelbe Wege, Zäune, glitzernde Kuhaugen dahinter, spiegelnde Weiher, die geheimnisvolle grüne und bemooste Schönheit von Lichtungen, weiße Wolken, unter denen der Sommerwind fächelte; sprachlose Wanderungen meistens, aber ich behauptete, sie verbanden uns, die wir widerstands- und konfliktlos miteinander durch die Zeit wanderten. Denn es vergingen Jahre. Vielleicht wollte auch ich das Leben aufschieben. Es war die Zeit unserer Freundschaft. Er nahm Anteil an meinem Leben, ich an seinem.

Tagsüber war ich im Büro einer mittelgroßen Versandfirma, diktierte Briefe auf ein Gerät und kümmerte mich um die Werbung. Die bestand hauptsächlich aus Postwurfsendungen, die wir zunächst in meiner Abteilung kouvertierte. Aber das hielt uns alle sehr auf, und es war gut, dass ich einen ungewöhnlichen Einfall hatte:

Nachdem ich mir die Genehmigung vom Geschäftsführer besorgt hatte, fragte ich den Präsidenten, ob er die

Arbeit des Werbeversands nicht bei sich zu Hause erledigen könne, gegen Bezahlung, versteht sich. Der magere, blasse Präsident erkannte, dass er keine Aufseher und keine Kritiker haben würde, und er traute sich das Adressensammeln und Einschätzen von vermuteten Abnehmern zu, das Versenden natürlich auch.

Aus dem angeblich arbeitsscheuen Präsidenten war bald eine hoch motivierte Arbeitskraft geworden. Niemand in der Firma arbeitete so präzise wie er. Bald war er die erste Adresse für jeden Mitarbeiter, wenn der etwas Detailliertes über Branchen oder Firmen und deren Umsätze oder Bedarf erfahren musste – der Präsident verfügte bald über eine Fülle von Wirtschaftsinformationen.

Sobald er sich eingearbeitet hatte, wurde er auch sozial aktiv. Er verabredete sich mit einer zarten leisen Lehrerin aus dem TURM – klingt merkwürdig, aber solche gibt es – und traf sich einige Male mit ihr im Café. Er hat mir nie erzählt, was sie besprachen, aber es muss Missverständnisse gegeben haben, ich weiß aus einer kurzen Begegnung, dass sie ein empfindliches Seelchen war und sonst niemals Männer traf.

Aber für den Präsidenten war es ein tiefes Erlebnis. Ein Mensch war durch ihn bewegt worden, vielleicht enttäuscht, vielleicht sogar erschüttert. Und er hatte das auf dem Gewissen! Ich tat mein Bestes, um ihn davon zu überzeugen, dass diese Lehrerin völlig ungeeignet für eine Gemeinschaft war. Ich weiß nicht, ob ihn irgendjemand überhaupt von irgendetwas überzeugen konnte. Er versteckte sich ja sein Leben lang auf eine unerhört höfliche Art.

Er hatte einen weiteren Schritt ins Leben getan, denke ich. Er hatte zu tun, er wurde gebraucht, er musste hier hin und dort hin – und vor allem hatte er gefühlt, dass ein Mensch ein Vulkan ist, der ausbrechen kann. Und starke Gefühle können unerträglich sein. Das alles war vorher für ihn anders gewesen.

Jetzt macht meine Erinnerung einen Sprung, der Präsident ist nicht mehr im Blickfeld, sondern die Szenen, in denen mein Lebens- und Berufsweg eine andere Richtung einschlug. Ich wechselte die Firma und zog in eine andere Stadt.

Ich habe nur noch zu berichten, dass mein arbeitsscheuer, blasser, magerer, dünnknochiger Präsident in dem Jahr meiner Abwesenheit zum Leiter der EDV-Abteilung ernannt wurde und endlich sozialversichert. Mit Unterschriftsberechtigung. Ich glaube, er war der zuverlässigste und eifrigste Mitarbeiter geworden; dieser Eigenbrötler, der bis vor kurzem den Status Waisenkind innehatte, er, der nie direkt widersprach, der niemand bewertete, der sich für zu unwichtig hielt, um zu erwarten, dass sich jemand um ihn kümmerte, er, dieser unendlich liebenswerte Mensch.

Übrigens hatte er geheiratet. Eine ebenfalls dünnknochige kleine Schneidermeisterin. Sie wurden ein glücklich turtelndes, betuliches Paar, er und die Frau, die, wie schon erwähnt, bei seinem ersten Anblick gedacht und gefühlt hatte: Wat fürn lev Männeken. Den musste haben.

Schließlich hatte er aufhören müssen zu arbeiten, und nun war er krank, schlimmer noch, er war halbseitig gelähmt. Er hatte einen Schlaganfall gehabt, und danach verschlechterte sich sein Zustand rasch. Schließlich konnte er nicht mehr sprechen.

Ich hörte davon. Als ich anrief, sagte mir seine Frau, dass ich ihn besuchen dürfe. Ich fuhr hin und fand ihn in seinem riesigen Ledersessel in einem kleinen Wohnzimmer. Es war im Reihenhaus seiner verstorbenen Eltern, ein Haus aus der Zeit vor dem ersten Weltkrieg, und die Zimmer waren sehr klein. Er war immer noch das kleine graue Männlein mit den großen, wasserblauen Alien-Augen, sprach nicht, blickte nur vor sich hin.

Ich merkte, ich konnte nur mit seiner Frau sprechen, der Präsident schien jedoch aufmerksam zuzuhören. Ich sah aber, dass die beiden sich mühelos verständigten. Ob sie die ganze Pflege übernahm, ob ein Pflegedienst kam, erfuhr ich nicht.

Irgendwann sagte seine Frau etwas Hoffnungsvolles zu ihm, ich versuchte es auch, erinnerte an die alten Zeiten, wo wir Abend für Abend Gesundheitsspaziergänge machten und wundervolle Wochenend-Wanderungen. Die Weidenwege im Bergischen Land tauchten auf, verlorene Paradiese, und dem Präsidenten rollten einige Tränen die Wangen herab.

Ich nahm ihn in den Arm, drückte ihn an mich und verabschiedete mich. Er sah mich stumm an, Tränen liefen über sein Gesicht. Weinen konnte er noch.

An der Haustür sagte ich zu seiner Frau etwas über die Kraft, die sie jetzt brauche – aber sie unterbrach mich: »Wir sind doch glücklich. Es ist so schön, dass ich ihn noch habe.«

Ich war beschämt und getroffen. Ich sah, hier gab es etwas, das stärker war als das Schlimmste.

Schicksale I

Gerda, die mich gestern anrief, ist die Tochter eines älteren Kollegen, ich kannte sie noch als Kind. Ich sehe sie noch brav als junges Mädchen mit uns Erwachsenen am Tisch sitzen, als wir einmal alle zusammen essen gingen. Inzwischen ist sie schon eine ältere Dame, aber sie hat mir immer alles erzählt, was in ihrem Leben passierte.

Der erste Ehemann war ein Australier, er hatte schon eine Tochter, die sie heute noch besucht. Der Ehemann lief fort, heiratete eine andere.

Der zweite Ehemann, Ronny, war ihr Betriebsleiter in England, mit dem tat sie sich zusammen, aber es gab jahrelange Schwierigkeiten mit den Papieren, ehe sie heirateten.

Sie zogen zusammen nach Würzburg, wohin ihr Mann versetzt wurde, lebten friedlich und freundlich zusammen, machten Reisen.

Nun war da noch der Chef in Gerdas Firma, ein mächtiger Mann, der sie umwarb. Es dauerte lange, ehe sie nachgab, aber von da an genoß sie doppeltes Liebesglück. Der Chef mietete ein Liebesnest eine Straße weiter, sie hatte also gut zu tun mit Hin- und Herlaufen. Ronny war inzwischen pensioniert, hatte sehr an Gewicht gewonnen und verließ immer seltener das Haus.

Aber die Zeit war in Fünf-Jahres-Sprüngen davon gehüpft. Ronny bekam einen Schlaganfall. Gerda pflegte ihn, bis es nicht mehr ging, brachte ihn ins Altersheim,

besuchte ihn fast täglich, holte ihn sonntäglich nach Hause, vergaß darüber aber auch ihren Chef-Liebhaber nicht.

Beim nächsten Zeitsprung starb Ronny. Zum ersten Male nahm sie wahr, wie schlecht ihr Chef-Liebhaber inzwischen aussah. Die Gewissenskonflikte, die Auseinandersetzungen mit seiner Frau, an der er hing und vor der er Angst hatte, zermürbten ihn. Das konnte sie freilich nur ahnen. Sie hatte ihn selten gedrängt, aber doch manchmal gefragt: »Was willst du eigentlich? Das müsstest du doch wissen.«

Vielleicht dachte er, dass er dies überhaupt nicht wissen musste. Es waren die anderen, die es erwarteten. Die Welt, das sind die anderen.

Vier Wochen nach Ronnys Tod starb auch der Liebhaber. Das Spiel war zu Ende. »Ich bin froh, dass ich meine Freundinnen habe«, sagte sie zu mir. »Und dass mich die Stieftochter immer besucht.«



Karl Otto Mühl wurde am 16.2.1923 in Nürnberg geboren. 1929 folgte der Umzug der Familie nach Wuppertal. Dort Ausbildung zum Industriekaufmann. 1941 Kriegsdienst in Afrika, Gefangenschaft in Ägypten, Südafrika, USA, England. Im Februar 1947 Rückkehr nach Wuppertal, wo er sich der Künstlergruppe »Der Turm« anschließt, der auch Paul Pörtner angehört. Erste Kurzgeschichten werden 1947/48 veröffentlicht. Am Carl-Duisberg-Gymnasium holt er 1948 das Abitur nach, danach Werbe- und Verkaufsleiter in Maschinen- und Metallwarenfabriken. Erst Mitte der 60er Jahre gelingt es ihm wieder, kontinuierlich zu schreiben. Zwischen 1964 und 1969 entsteht der Roman »*Siebenschläfer*« (veröffentlicht 1975). Mit den Theaterstücken »*Rheinpromenade*«, »*Kur in Bad Wiessee*«, »*Die Reise der alten Männer*« gelingt ihm der Durchbruch.

Seither veröffentlichte Karl Otto Mühl dreizehn Theaterstücke, zahlreiche Fernsehfilme, Hörspiele und

Romane. Die Stadt Wuppertal verlieh ihm 1975 den Eduard-von-der-Heydt-Preis. Er ist Mitglied im Verband deutscher Schriftsteller (VS) und im P.E.N. Im Wuppertaler NordPark Verlag erschienen die Gedichtbände »Inmitten der Rätsel« und »Lass uns nie erwachen«, die Aphorismensammlung »Geklopfte Sprüche«, die Erzählung »Sandsturm. Die gezähmte Armee«, die Neuauflage des Romans »Siebenschläfer«, die Gedichte und Lieder aus dem Theaterstück »Das Privileg« sowie die Romane »Nackte Hunde«, »Hungrige Könige« und »Alte Soldaten«. 2010 erschien »Stehcafé«, 2012 »Die Erfindung des Augenblicks. Neue Stehcafé-Geschichten«. Im Verlag HP Nacke wurden 2013 die »Zugelaufenen Sprüche«, 2014 »Störrische Gedichte« veröffentlicht.